

Als die Probleme zunahmen, fand der heute 39-jährige Mohammed Jolo aus der Grenzstadt Kobanê in Syrien, der mit 13 Jahren völlig erblindet war, keinen Weg mehr, seiner Familie und sich selbst das Überleben zu sichern. Deshalb flohen sie in die Türkei. Mit Hilfe seines Freundes Zakaria und dessen Onkel schaffte er die Flucht nach Deutschland. Wie es dazu kam und wie es ihm dabei erging, berichtet er für das *Hinterland Magazin*.

Vielleicht war das Leben in Syrien früher etwas einfacher für mich: Dort war mein Platz, meine Sprache, meine Verwandten. Dort gab es viele Personen, die ich kannte und die mir helfen konnten. // Aber dann kam 2011 der Bürgerkrieg und die Schwierigkeiten nahmen zu. Durch den Krieg hatte auch ich keine Arbeit mehr. Neben meinem Studium der Philosophie spielte und spiele ich immer noch die Saz, ein Saiteninstrument, ähnlich der türkischen Bağlama. Damit konnte ich Geld verdienen, die Musik in Gruppen unterrichten, bei großen Konzerten spielen und auf Hochzeiten. In Syrien war es anders als hier in Europa: Im Frühling und Sommer gab es viel Arbeit, im Herbst und Winter weniger. Weitere Unterstützung zum Leben habe ich nicht bekommen, deswegen wuchsen die Probleme nach 2011. Hinzu kommt, dass ich als Fünfjähriger nach einem Unfall langsam erblindete. Mit 13 Jahren konnte ich nichts mehr sehen. Sich damit abzufinden, war als Jugendlichen sehr schwer für mich. Ist wahrscheinlich anders, wenn man blind geboren wird.

Zunächst lebten wir in einem Dorf nahe Kobanê, dann zogen wir in die Stadt, an der Grenze zur Türkei. Und wie viele andere Familien hat sich auch meine 2013 auf den Weg über die türkische Grenze gemacht: Meine Frau, die auch blind ist, unsere zwei Kinder und meine Mutter. Am Anfang wohnten wir dort bei einem entfernten Verwandten in seinem Haus. Nach zwei, drei Monaten klappte das nicht mehr. Wir hofften damals, wir können nach wenigen Monaten wieder zurück nach Kobanê. Aber so war es nicht. Die Situation in Syrien wurde immer schlechter. Wir mussten bleiben. Deswegen sind wir in eine kleine Unterkunft im Grenzgebiet umgezogen ohne feste Gebäude, nur sehr schlechte Zelte. Dort erhielten wir aber Hilfe. In dieser Zeit kam unser drittes Kind, eine Tochter, zur Welt. 2014 war das. Für mich und meine Familie funktionierte dieses Leben so nicht. Vielleicht für mich allein, aber nicht für drei Kinder, meine Frau und meine Mutter. Dachte viel nach. Ich musste für

uns eine Lösung finden – hatte aber nur noch wenig Geld. Und dann im Februar 2015 starb noch meine Mutter, die Nierenprobleme hatte. Wie sollte alles weitergehen?

Uns mitzunehmen war verboten

Eines Tages überraschte mich mein bester Freund Zakaria. Er hatte mich gesucht und tatsächlich gefunden. Früher einmal waren wir zusammen in Syrien auf der Universität. Er sagte: ‚Mohammed ich gehe jetzt nach Europa. Wenn du möchtest, kann ich dich mitnehmen.‘ Was mache ich dort, ein blinder Mann? Schwierige Frage, ehrlich. Ich sagte ihm: ‚Lass mich zwei, drei Tage überlegen‘. Ich kannte den Weg nicht. Wusste auch nicht: Kann ich meine Familie mitnehmen? Oder ist es besser, sie hier zu lassen? Und mir fehlte das dafür nötige Geld. Habe hin und her überlegt, im Netz eine mögliche Route nach Europa gesucht und auch andere Leute gefragt. Alle sagten, jetzt 2015, ist der Weg ein bisschen leichter und viele Grenzen sind offen. Schließlich sagte ich Zakaria, dass ich unbedingt mit ihm gehen möchte. Weder in der Türkei noch in Syrien gab es eine gute Zukunft. Die Kinder sollten in die Schule gehen, meine älteste Tochter war damals acht. Auch dachte ich, dass ich besser allein gehe. Meine Idee dabei: Wenn ich unterwegs nach Europa sterbe, sterbe nur ich, das ist kein Problem. Vielleicht bekommt meine Familie eine andere Chance. Schaffe ich es nach Europa – unser Ziel war Deutschland –, dann hole ich meine Familie nach und wir bekommen hier eine Chance. Inzwischen hatte mein Freund seinen Onkel angerufen, der zu dieser Zeit in der Ukraine lebte und ihm von mir, dem blinden Mann ohne Geld, erzählt. Da sagte sein Onkel: ‚Kein Problem. Ich helfe dir, bis ihr in Europa seid‘. Plötzlich gab es Hoffnung. Das war im Juli 2015.

Wir nahmen den Bus nach Izmir, eine Stadt am Meer in der Westtürkei. Dort gingen wir auf ein überfülltes Schlauchboot. Wir waren ungefähr 50 Personen in

einem kleinen Boot, auch Kinder und Frauen. Das war gefährlich. Etwa zwei Stunden dauerte es bis Griechenland. An diesem Tag war das Wetter schön, das Meer glatt und ruhig. Wir kamen auf Chios an, einer kleinen Insel. Vom Strand aus sollten wir 100 Kilometer zu einer Unterkunft zu Fuß gehen. Wie sollte das funktionieren? Für Geflüchtete war es verboten, in ein Taxi oder in ein anderes Verkehrsmittel einzusteigen. Wenn wir ein Taxi genommen hätten oder einen Bus, und die griechische Polizei hätte uns aufgehalten, wären die Fahrer festgenommen und als Menschenschmuggler bestraft worden. Geflüchteten durfte man nicht helfen. Also gingen wir zu Fuß. Nachts war es kühl und am Tag heiß, unsere Kleidung war schmutzig und wir waren unrasiert. Uns wuchs ein verfilzter Bart. Wir schliefen draußen. Die Organisation *Roter Halbmond* versorgte uns mit Trinkwasser.

diesem Gebiet patrouillierte die Polizei, fing Geflüchtete, misshandelte sie und nahm sie fest. Immer wieder mussten wir uns im Gestrüpp, hinter Bäumen und größeren Steinen verstecken. Mit einem blinden Mann ist das sehr schwer. Mein Freund war aufmerksam und sehr vorsichtig. An einer Stelle verborgen im Gebüsch sagte Zakaria: ‚Mohammed, du spürst, wie schwierig dieser Weg ist. Wenn ich dir nicht mehr weiterhelfen kann, muss ich dich vielleicht hier zurücklassen, bis du eine andere Chance bekommst. Ich kann kaum für mich selbst etwas machen und für zwei Personen ist es noch schwieriger.‘ Das habe ich ehrlich verstanden: ‚Kein Problem, wenn das Weitergehen zu zweit nicht mehr klappt, dann lass‘ mich hier.‘ Am nächsten Morgen sagte er: ‚Nein, ich lasse dich nicht hier. Ich nehme dich mit. Wenn etwas passiert, dann passiert das eben zusammen. Wenn die Polizei uns fängt oder wir

sterben, egal was geschieht: Wir bleiben zusammen!‘ Das vergesse ich ihm nie! Gottseidank hat das mit Mazedonien geklappt. Wir sind über die Grenze gekommen bis zur ersten Polizeistation. Dort haben wir unsere Dokumente gezeigt.

Sofort gaben sie uns das Kommando, in den nächsten Zug zu steigen und weiterzufahren. Das taten wir tags darauf. Auch da endete die Fahrt wieder kurz vor der serbischen Grenze. Erneut mussten wir kilometerlang zu Fuß gehen, wir waren inzwischen völlig erschöpft, machten immer wieder Pausen. Es ging kaum vorwärts. Nachts schliefen wir auf der Straße. Dann überquerten wir die Grenze nach Serbien. Auch hier: Niemand durfte uns mitnehmen, dasselbe wie in Griechenland. Und wenn ein Taxi tatsächlich neben uns hielt, verlangte es bis nach Belgrad pro Person 800 Euro. So viel Geld hatten wir nicht mehr. Doch dann schafften wir es in einen Bus, der uns bis zur letzten Stadt in Serbien mitnahm, etwa 20 Kilometer vor der ungarischen Grenze. Und wie jedes Mal ging es auch hier zu Fuß weiter bis zur ersten Stadt in Ungarn. An die Namen der kleinen Grenzstädte erinnere ich mich nicht mehr. Nur an die langen Fußmärsche und Gefahren. Von dort nahmen wir für die 200 Kilometer bis Budapest ein Taxi, wo uns die Polizei festnahm. Wir sollten auf der Polizeistation unsere Fingerabdrücke geben. Da sagte ich: ‚Ja, ich bleibe in Ungarn. Aber gibt es Unterstützung für mich, einen blinden Mann?‘ Der Polizist verneinte: ‚Nicht mehr.‘ ‚Wie kann ich hier leben?‘, fragte ich. Seine Antwort: ‚Das ist sehr

Mit einem blinden Mann ist das Verstecken im Gestrüpp sehr schwer

Nach drei Tagen hielt plötzlich ein Taxi neben uns an. ‚Wohin gehen Sie?‘, fragten die amerikanischen Touristen. Die haben gesehen, dass ich ein blinder Mann bin und sagten: ‚Okay, steigt ein, wir nehmen euch mit‘. Dass das geklappt hat, war sehr schön. Sie setzten uns an der Unterkunft ab. Dort mussten wir etwa fünf bis sechs Tage warten, bis wir ein Dokument von Griechenland bekamen. Die Regierung wusste genau, dass wir nicht in ihrem Land bleiben wollten. Die Behördenmitarbeiter sagten: ‚Wir geben euch Dokumente und ihr geht schnell von hier weg. Ihr müsst nicht bleiben.‘ In der Unterkunft gab es kaum Essen und Trinken. Wir mussten draußen unter Bäumen schlafen. Stellen Sie sich vor: Es gab keine Toiletten. Wir mussten uns unter Bäumen entleeren. Schlimm! Aber nach ein paar Tagen hatten wir unsere Dokumente und kauften ein Ticket für die Fähre von Chios nach Athen.

„Die Polizei patrouillierte und fing Geflüchtete“

Dort blieben wir nur einen Tag, dann ging es weiter mit dem Zug nach Mazedonien. Auch hier mussten wir wieder die letzte Strecke zu Fuß gehen, da der Zug ungefähr zehn Kilometer vor der Grenze hielt. In

schwierig.' Da half uns einer der Polizisten: ‚Ich gebe euch Dokumente, mit denen ihr in Ungarn drei Tage lang bleiben könnt. Dann braucht ihr keine Fingerabdrücke zu machen. Aber in diesen drei Tagen müsst ihr Ungarn verlassen.‘ Wir fuhren noch am selben Tag los, nicht erst in drei. Ein Taxifahrer brachte uns für knapp 800 Euro von Ungarn bis nach Deutschland.



Mohammed Jolo

„Endlich in Deutschland angekommen“

Über Österreich kamen wir nach Passau. An der Grenze stiegen wir aus und gingen zu Fuß über eine Brücke. Im Internet erkannten wir, dass wir endlich in Deutschland angekommen waren. Jetzt. In dem Moment. Da hatte ich das Gefühl, wie neugeboren zu sein. Wir hatten unser Ziel erreicht. Jetzt konnte meine Zukunft und die meiner Familie beginnen, dachte ich. In Passau blieben wir drei Tage in polizeilichem Gewahrsam. Dann bekamen wir Dokumente und sie schickten uns weiter nach Bielefeld. Von dort ging es nach einer Woche nach Schöppenstedt, dann nach Köln. Immer mit meinem Freund, er hat mich nie allein gelassen!

Und jetzt? Im Kopf hatte ich ein Bild von meinem, unserem Leben in Deutschland: Klar, dachte ich anfangs, auch hier gibt es Schwierigkeiten – eine neue Sprache lernen, einen neuen Platz finden, neue Menschen kennenlernen. Ich rechnete nicht mit der vielen Bürokratie. Durch den Krieg haben wir alle Unterlagen verloren. Die Probleme, die ich hier bekam, machten mich zeitweise psychisch krank: Ich möchte arbeiten, möchte mich beweisen, möchte spüren, dass ich wie andere Menschen bin. Doch lieber zahlen Firmen die kleine Geldstrafe von 300 Euro monatlich als einen blinden Mann einzustellen. Ohne Lohnarbeit gibt es auch keinen deutschen Pass. Inzwischen arbeite ich ehrenamtlich bei der Caritas, bringe dort Menschen aus meiner Heimat das Spielen der Saz bei und engagiere mich bei der Organisation *Empowerment NOW*. Ich will praktisch zeigen, was ich kann. Als Familie sind wir seit 2018 wieder zusammen und haben inzwischen vier Kinder. Hin und wieder besucht uns Zakaria, der hier in Köln arbeitet und seinen Platz gefunden hat. ♦

Protokoll: Christine Wolfrum